



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Härte und Grausamkeit der Kaffern.

---

Nur die liebste Gemahlin bleibt zurück und besorgt das Hauswesen. Sie muß aber dem Manne bei dessen Scheiden Treue schwören. Kehrt er wohlbehalten zurück, so bietet er ihr das Herz und Gehirn eines von ihm erschlagenen Feindes an. Ist sie das ohne Zaudern, so gilt ihre Treue als erprobt, weigert sie sich, so wird sie als untreu angesehen und erstochen.

Das also waren die Schaggaer. Als sie im Jahre 1650 der Provinz Ovando nahen, erfaßte das ganze Volk ein furchtbarer Schrecken. Der Statthalter nahm seine Zuflucht zu den Missionären und bat um Rat und Hilfe. Sie mahnten ihn, auf die Barmherzigkeit Gottes zu vertrauen und sich der Hilfe von oben durch wahre Buße würdig zu machen. Er versprach Besserung und zog mit seinem Heere gegen den Feind, wurde aber in einem entscheidenden Treffen geschlagen und fiel auf dem Schlachtfeld.

Die Bewohner der Hauptstadt ergriffen bei dieser Nachricht die Flucht und niemand blieb zurück als die beiden Kapuziner-Missionäre, welche nicht zu folgen vermochten und daher in der Kirche an den Stufen des Altars den Tod erwarteten. Der Feind kam wie ein Hagelwetter daher, begnügte sich aber, die beiden Priester zu beschimpfen und zu mißhandeln. Die rohen Soldaten zertrümmerten den Altar, traten die Kirchengefäße mit Füßen und führten sodann ihre Beute vor ihre Königin, die berückigte Zingha, welche inzwischen mit ihrem Lager bis in die Nähe der Stadt Ovando vorgerückt war.

Mit Schauern gewahrten die Missionäre auf ihrem Wege, daß das ganze Land verheert und mit den Leichen der erschlagenen Bewohner bedeckt war. Sie begegneten Scharen von Kriegern, welche Stücke von menschlichen Körpern auf Bambusrohren gespießt trugen und völlig roh aßen, sodaß das Blut über Gesicht und Brust heruntertriefte. Man kann sich die Angst und den Schrecken der armen Kapuziner denken, als sie von solchen Leuten zu dem Zelte der wegen ihrer Grausamkeit und Blutgier überaus berückigten Königin Zingha geführt wurden. Was konnten sie anders erwarten, als den grausamsten Martertod? Doch es sollte anders kommen.

Zingha saß in ihrem aus Baumästen und Rinsen hergestellten Zelte auf einem prächtigen Teppiche; neben ihr lagen ihre Waffen: Schild, Pfeil und Bogen. Als die beiden Priester eintraten, erhob sie sich etwas vom Boden und redete sie in portugiesischer Sprache an. Sie sollten Mut haben, sagte sie, und sich nicht fürchten, denn sie selbst sei eine Christin. „In meiner Jugend“, fuhr sie fort, „wurde ich getauft und in meinem Innern bin ich noch immer dem Christentum zugetan. Sobald die Verhältnisse meines Reiches es zulassen, will ich meinen Glauben offen bekennen.“ — Sie unterhielt sich mit den erstaunten Missionären, welche sie in ihrem Vorhaben zu bestärken suchten, noch lange über religiöse Dinge, bewirtete sie mehrere Tage aufs beste und gestattete ihnen dann, nach San Salvador zurückzufahren. (Fortsetzung folgt.)

### Härte und Grausamkeit der Kaffern.

Die meisten unzivilisierten Völker sind hart und grausam; es lebt etwas Wildes, Tierisches in ihnen, man könnte auch sagen Diabolisches. Denn wenn ein Mensch direkt seine Freude bekundet an den Qualen und Peinen anderer, wie wir das bei so vielen Häuptlingen des

Zuluvolkes finden, so kann man das nicht anders nennen als teuflisch und diabolisch.

So ein Mann war Tschaka, der vielgenannte König der Zulus. Er mordete seine Leute wegen der geringsten Veranlassung. Ein Mann niest in der Gegenwart des Königs. Das ist eine Respektlosigkeit, ja eine Majestätsbeleidigung, die nur mit dem Tod gesühnt werden kann. Man schlägt den Frevler einfach mit einer Keule nieder. Seine Angehörigen bekunden Schmerz darüber; das ist unverzeihlich; sie nehmen offenbar Partei für den Rebellen gegen den angestammten Fürsten, darum sind auch sie Kinder des Todes. Wer hat überhaupt das Recht, anderer Meinung zu sein, als der König?

In Tschakas Tagen wandten sich die Leute an die Wahrsager und Zauberdoctoren und baten um eine Medizin gegen die Trauer; sie wollten ein Kräutlein haben, das den Schmerz aus dem Herzen vertilge, denn es war geradezu lebensgefährlich, Schmerz und Trauer merken zu lassen bei der Ermordung eines Freundes oder eines Verwandten. Tschaka trug kein Bedenken, Männer zum Morde der eigenen Brüder, Frauen und Kinder aufzufordern. Eines Tages ließ er in einem Kraale alte Männer abschlachten mit der Begründung, sie seien unnütz und nähmen seinen Kriegern nur das Essen weg, und der Mann sei überhaupt nur für den Staat da, nicht für die eigene Familie.

Manchmal pflegte er auch zu einem Krieger zu sagen: „Ich will doch sehen, wer dir mehr gilt, ich, dein Herr und König, oder dieser dein Bruder da. Drum schlag' ihn augenblicklich nieder!“ Und der Angeredete tat es; er hätte geradezu gut sich selbst den Affegai ins Herz gestochen, wenn der König es von ihm verlangt hätte. — Beim Tode seiner Mutter wollte Tschaka anfangs alle Mütter des ganzen Landes ermorden lassen, und erst als man ihm vorstellte, daß dann kein Nachwuchs an Kriegern mehr zu hoffen wäre, begnügte er sich mit dem Tode von 7000 Müttern. Es fällt uns schwer, solche Tatsachen zu erwähnen, und wir tun es nur, um unsern Lesern zu zeigen, wie der Heide von Natur aus ist, und welche Wohlthat es für ein ganzes Land bedeute, wenn das Christentum seinen Einzug hält und die Grundsätze wahrer Liebe und Duldung zur Geltung bringt.

Verunglückte ein Mann auf der Jagd und brach sich Arm und Bein, so konnte der König etwa sagen: „Seht, welch' ein armseliger und unnützer Kerl der Mensch da ist, und welch' miserable Beine er hat!“ War er gerade gut bei Laune, so fügte er wohl auch bei: „Nun, ich sehe schon, zu einem Krieger taugst du nicht mehr; du bist ein altes Weib geworden und magst heiraten.“ Zu Tschakas Zeiten durften nämlich die Soldaten, solange sie im Dienst standen, nicht heiraten. Er selbst war auch nicht verheiratet, hatte aber ein paar Hundert Mädchen, die er seine „Schwestern“ nannte. Niemals duldete er, daß eines seiner eigenen Kinder am Leben blieb, aus Furcht, es könnte ihm einer seiner Söhne den Thron streitig machen. Bei einer gewissen Gelegenheit sprach jemand die Vermutung aus, einer der anwesenden Knaben sei des Königs leibliches Kind — und dem war auch so — da stand der Wüterich auf und tötete den Knaben mit eigener Hand, die Mutter aber ließ er von andern in seiner Gegenwart niederstechen.

Tschaka wird vielfach der südafrikanische Napoleon genannt. Tatsächlich hatte er eines der tapfersten Heere der Welt. Doch das Mittel, seinen Soldaten den Gedanken an Flucht zu nehmen, war grausam genug: Ein

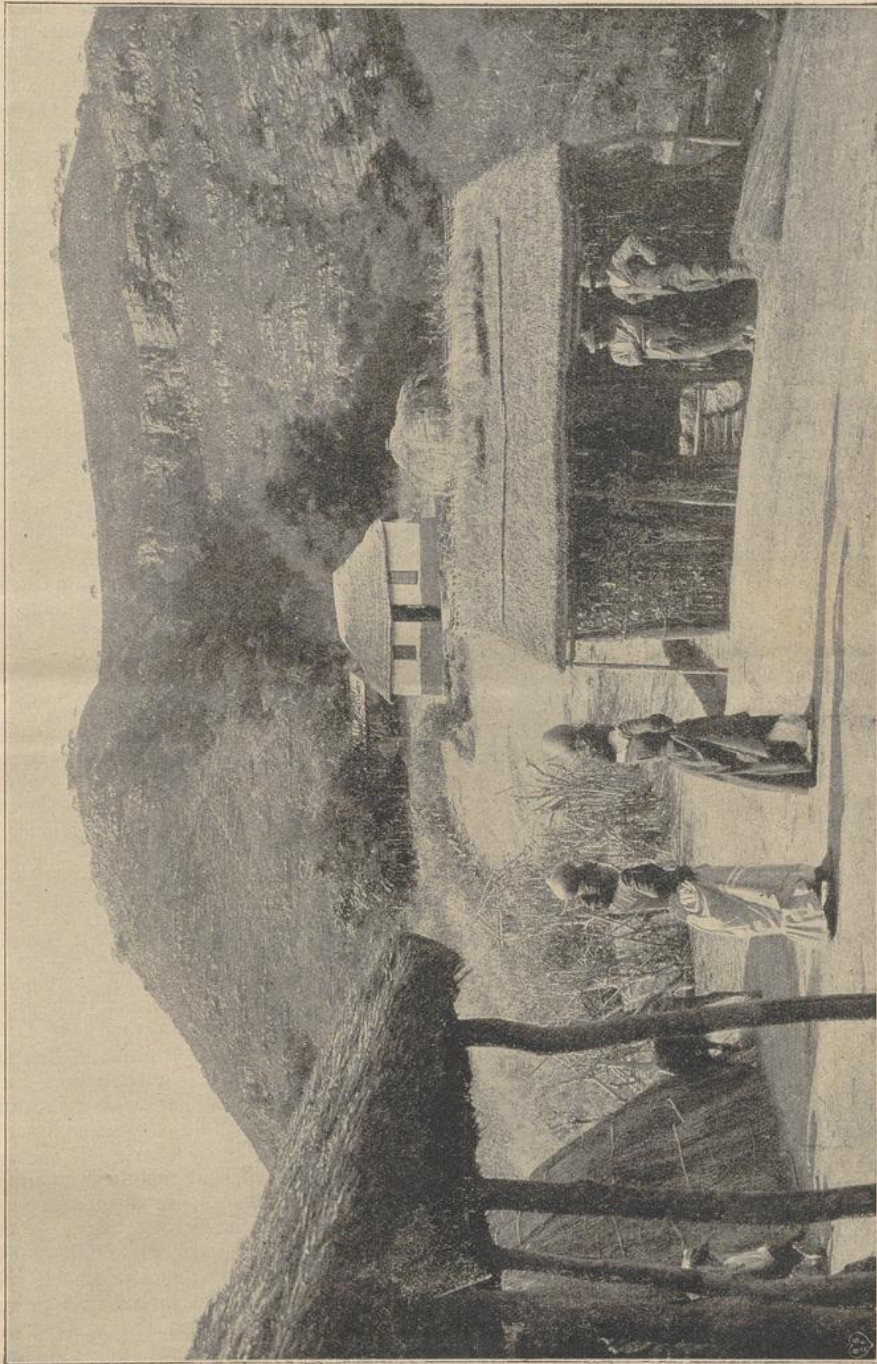
Regiment, das im Kampfe den kürzeren gezogen, wurde bei der Rückkehr in den Königskraal sofort niedergestossen. Verlor ein Mann seine Waffe im Kampf, so wurde er wegen Feigheit mit dem Tode bestraft. Und wollte sich der König davon überzeugen, welches die besten Waffen seien, so ließ er sofort ein Probegefecht veranstalten, und dabei ging es immer auf Leben und Tod.

Trotz alledem schwärmten die Zulus förmlich für ihren Fürsten. Bei seinem Tode trauerte das ganze Land, und heute noch erhebt der Zulu begeistert Arm und Hand, sobald er den Namen „Tschaka“ nennen hört. Mag sein, daß der jetzige Zulu nur noch an die ehemalige Größe und Macht seines Fürsten denkt und vergessen hat, mit welcher Härte und Grausamkeit er regierte; übrigens ist der Durchschnittskaffee aus hartem Holze geschnitten und denkt und fühlt in manchen Stücken anders, als wir Europäer. Zum Belege dafür sei eine Geschichte angeführt, die Dudley Kidd in seiner originellen Weise also erzählt:

„Ein Kaffer im Südafrika hatte an einer Zehe ein Hühnerauge. Woher er dies bekam, erwähnt er nicht. Vielleicht huldigte der betreffende Schwarze schon der europäischen Kultur und trug Schuhe, die ihn drückten. Kurz, das Hühnerauge war da, und der ungewohnte

Schmerz brachte ihn in förmliche Wut. In der Verzweiflung ging er zu einem benachbarten Weißen und borgte sich da ein scharfes Stemmeisen. Im Triumph kehrt er heim, hält das Eisen über die wundete Zehe und befiehlt seiner Frau, einen Stein zu nehmen und kräftig

draufzuklopfen. Dieser fehlt der Mut. Da faßt er selber den Stein und trennt mit kräftigem Schlag das vordere Glied der Zehe ab. Hochbefriedigt betrachtet er Iodann sein Werk; das leidige Hühnerauge ist weg und



Christliche Kaffernwohnungen.

wird ihn fortan nicht mehr vexieren! Den Schmerz an der blutenden Zehe brachte er gar nicht in Anschlag.“

Dudley Kidd fügt bei: „Der Fall enthält ein Rätsel. Wie kam es, daß der Mann die Schmerzen des Hühnerauges so peinlich und unausstehlich fand, während er das

Abhacken des Gliedes für nichts achtete? Wer mag das sagen? Vielleicht war ihm das Hühnerauge etwas ganz Neues und Ungewohntes, von dem kein Mensch im ganzen Suaflande etwas wußte und das er daher unmöglich dulden konnte; vielleicht genierte es ihn auch, daß er hier an dem kleinen, elenden Glied so wehrlos dulden mußte, während er dagegen beim Abhacken desselben als ritterlicher Held sehr aktiv zu Werke ging. Möglich auch, daß er dachte, besser ein heftiger, aber vorübergehender Schmerz, als zeitlebens so eine ungewohnte Belästigung mit sich herumzuschleppen. Wir bemühen uns, der Sache auf den Grund zu kommen, der Kaffer aber dachte wahrscheinlich von all dem gar nichts, sondern handelte einfach in blinder Wut und folgte einem augenblicklichen Einfall."

Wir sprachen vorhin von Tschaka; sein würdiger Nachfolger war sein Bruder Dingaan. Er war nicht so tapfer und klug, wie Tschaka, aber deshalb nicht weniger böshaft und grausam. Er hatte von den Engländern ein Brennglas bekommen und es machte ihm ein königliches Vergnügen, damit seiner Umgebung die Hände und Arme zu verbrennen. Der nächste König Cetwayo hob viele alte Strafgesetze auf, die Todesstrafe z. B. sollte fortan nur noch auf Zauberei bestehen, sonst aber wollte er „milder“ zu Werke gehen. Die Schuldigen wurden nicht mehr getötet, man stach ihnen bloß die Augen aus. Der König hatte für diesen Zweck ein eigenes Messer und eine dreizinkige Gabel in Bereitschaft.

Der König Ponda sah eines Tages in seinem Regiment einen Krieger, der auffallend lange Haare trug. Sofort befahl er, den Mann aus dem Wege zu räumen. — Aber nicht bloß Könige und Häuptlinge waren so grausam, sondern auch gewöhnliche Kaffern, Leute aus dem Volke. So stieß ein Neger eigenhändig seine Frau bloß deshalb nieder, weil sie aus seiner Wolldecke ein kleines Stück herausgeschnitten hatte.

(Fortsetzung folgt)

### Unser Marienhaus.

Von Schwester M. Rosa, C. P. S.

Czenstochau. — Die geehrten Leser des „Vergißmeinnicht“ kennen längst den Zweck unserer Marienhäuser. Es sollen nämlich darin die der eigentlichen Missionschule erwachsenen Kaffermädchen ein religiöses Heim finden, wo sie bis zum Eintritt in den Ehestand gegen die Gefahren des noch vielfach heidnischen Araallebens geschützt sind. Wenn ich sage, die der „Schule erwachsenen Mädchen“, so dürfen sich unsere Leser nicht nach europäischen Verhältnissen Kinder von 12 bis 13 Jahren vorstellen, sondern das sind, weil viele von ihnen erst spät in die Missionschule eintreten, meist Mädchen von 20 Jahren und darüber und stehen somit alle schon im heiratsfähigen Alter; dennoch sind manche von ihnen zehn und noch mehr Jahre Zöglinge unseres Marienhauses. Hier, in Czenstochau, zählt man durchschnittlich 50 solcher Marienhausmädchen, welche alle unter der erprobten Leitung unserer Schwester Koletta stehen.

Neben dem angedeuteten sittlichen Schutz soll diesen Mädchen auch eine gründliche Ausbildung in den gewöhnlichen Hausarbeiten, wie im Nähen, Waschen, Kochen usw., zuteil werden. Die Arbeiten im Garten und Feld verstehen sich dabei von selbst. Die Tagesordnung im Marienhaus ist folgende: Um 5 Uhr Auf-

stehen, dann Morgengebet; um ½6 Uhr hl. Messe in der nur wenige Schritte vom Marienhaus entfernten Kirche; von 6—7 Uhr Näharbeiten im Marienhaus, dann Frühstück. Um ½8 Uhr geht's an die Arbeit. Die einen gehen aufs Feld, andere in die Schwestern- oder Kinderküche, wieder andere ins Näh- oder Bügelzimmer; einzelne helfen beim Unterricht in den verschiedenen Schulen, andere backen Brot, flechten Körbe usw. Um ½12 Uhr Schluß der Arbeit, 12 Uhr Mittagessen. Die darauffolgende freie Zeit verwenden sie zum Mattenflechten oder zum Veten in der Kirche. Von ½2 bis ½6 Uhr geht's wieder an die bestimmte Arbeit, nachher kann jedes nach Belieben etwas lesen, schreiben, nähen, flechten usw. Um 6 Uhr ist Abendessen und um 8 Uhr geht es nach kurzem gemeinsamen Abendgebet zur Ruhe. Wer will, kann unter stiller Beschäftigung auch bis ½9 Uhr aufbleiben.

So geht es Tag für Tag, und diese strenggeordnete Lebensweise ist notwendig, um die von Natur zum Müßiggang und zu ungeordneter Freiheitsliebe geneigten Kaffermädchen an eine feste Ordnung und ein wahrhaft christliches Leben zu gewöhnen. Diese Mädchen sollen später tüchtige Hausfrauen werden, und da bedarf es einer ersten, langjährigen Schulung. Unsere Missionäre setzen gerade auf diese jungen katholischen Familien ihre größte Hoffnung; denn bei den im Heidentum ergrauten Älten läßt sich manches nur schwer oder mangelfast erreichen.

Die geehrten Leser werden mir aufs Wort glauben, wenn ich sage, daß es oft nicht geringe Mühe kostet, all diese Mädchen zu bewegen, schön ruhig und still bis zum Tag ihrer Verheiratung im Marienhaus auszuhalten. Der Drang zur Freiheit ist eben groß, zumal in diesen Jahren und bei ehemaligen Heidentöchtern. Ausnahmen gibt's allerdings auch; manche bleiben recht gern bei uns, ja einzelne Mädchen, wie unsere brave Viktoria und Emerentia wollen trotz manch ehrenvollen Antrages, der schon an sie ergangen, für immer hier weilen. Die meisten aber kostet der jahrelange Verzicht auf ein freies, ungebundenes Leben große innere Kämpfe, und nur der schöne Wunsch, in vollen jungfräulichen Ehren dereinst an den Traualtar treten zu können, bestimmt sie, dieses Opfer zu bringen.

Gewissen Verjuchungen gegenüber bietet nur der christliche Glaube den nötigen Halt. Religiöse Motive sind immer die wirksamsten und andauerndsten, bloße Vernunftgründe versagen oft. Eine besondere moralische Kraft ziehen unsere Mädchen aus der innigsten Verehrung der allerjüngsten Jungfrau Maria, deren Märchen im Marienhaus steht und das beständig einen einfachen, sinnigen Schmuck aufweist. Die Muttergottes-Statue, Maria als die „Unbefleckte Empfängnis“ darstellend, haben sie ungemein gern, und niemand darf es wagen, sie ihnen wegzunehmen. Ich habe dies erst neulich erfahren. Eine Schwester holte sie nämlich behufs einer photographischen Aufnahme auf wenige Minuten. Da aber flogen die erschreckten Mädchen wie ein Bienenschwarm auf mich zu und fragten, wohin man denn ihre „Mutter“ trage? Da ich lächelnd eine ausweichende Antwort gab, drängte der ganze Haufen wieder hinaus, der betreffenden Schwester nach, um sich zu überzeugen, daß ihrer lieben Himmelsmutter nichts geschehe und daß sie dieselbe bald wieder zurück erhielten.

So leben also diese Mädchen, ihre Jugendzeit der Arbeit und dem Gebete weihend, im Marienhaus; manches von ihnen wartet geduldig zehn Jahre und darüber bis zum Tag, da sein Bräutigam, mit dem es